

Verlag Bibliothek der Provinz

GUY SCARPETTA

DIE LYRISCHE SUITE

übersetzt von
ERIKA SIEDER

Guy Scarpetta

DIE LYRISCHE SUITE

herausgegeben von Richard Pils

übersetzt 2021 von Erika Sieder

lektoriert von Axel Ruoff und Florian Sieder

Gestaltung Raphael Besenbäck

ISBN 978-3-99126-023-3

© Verlag Bibliothek der Provinz

A-3970 WEITRA 02856/3794

www.bibliothekderprovinz.at

Cover: Peter Paul Rubens *Das Pelzchen - Helena Fourment*, KHM-Museumsverband, Wien.

Unterstützung der Übersetzungsrechte durch das Institut Français, Wien.

INHALTSANGABE

Vorspiel	9
Erster Satz: Allegretto giovale	25
Zweiter Satz: Andante amoroso	95
Dritter Satz: Allegro misterioso	165
Vierter Satz: Adagio appassionato	251
Fünfter Satz: Presto delirando	319
Sechster Satz: Largo desolato	379
Bemerkung	440
Nachwort	441
Literarisches und Musikalisches Verzeichnis	443
Personenregister	444
Orts- und Sachregister	452
Ortsnamen Gestern / Heute	458
Biographie und Weitere Werke	460

Er rannte. Er war viel zu spät dran. Er würde angeschnauzt werden.

Mit vollem Schwung überquerte er die Rathausbrücke, – auffliegende Tauben. Panik. Wirbel. Kein Blick für das Rathaus. Keiner für das alte Gebäude auf der Brücke. Keiner für die Stellagen in den Auslagen, die man zu füllen begann. Keine Zeit zum Sich treiben lassen. Es müsste bald sieben Uhr sein. Das Fußballspiel im Lindenhof hatte länger gedauert. Eine knappe Partie, verbissen. Da stellte sich nicht die Frage wegzugehen, wo sie gerade am Gewinnen waren. Neben ihnen, unter den Linden, die Alten, die dem Kegelspiel frönten. Spiel. Lustig, das war derselbe Begriff. Fußballspiel, Kegelspiel, Geigenspiel. Seine Unterrichtsstunde im Konservatorium in der Florhofgasse war gegen sechs Uhr zu Ende gewesen. Helga war um dieselbe Zeit weggegangen. Und sie war ihm nachgegangen. Die Fußballpartie dauerte sicher mehr als eine Stunde. Und seine Mutter hatte ihm aufgetragen, sofort nach der Geigenstunde nach Hause zu kommen. Während er rannte, versuchte er eine Entschuldigung, eine Lüge zu finden, die sie schlucken würden. Er würde ihnen sagen, dass Zimmermann mit Verspätung gekommen wäre. Dass dann die Stunde über die vereinbarte Zeit hinaus verlängert wurde. Das geschah gelegentlich.

In Wirklichkeit war es aber wegen Helga. Sie hatte sich auf eine Bank gesetzt, um ihnen beim Spielen zuzusehen. Sie ist nicht richtig gesessen. Sie war in der Hocke, das Kinn auf die Knie gestützt. Und er, er hatte im Spiel ständig von seiner Seite schräg hinübergeschaut. Manches Mal hatte sie ihre Unterhose vergessen. Aber nein, doch. Er konnte dazwischen mehrmals das kleine Stückchen Stoff sehen, das sich wölbte. Das Eigenartigste aber war, dass er den Eindruck hatte, dass sie, Helga, in bestimmten Augenblicken absichtlich die Beine spreizte. Für ihn. Er hatte weitergespielt, ohne ein Wort zu verlieren, ohne sich etwas anmerken zu lassen, Helga jedoch währenddessen ständig rasche, verstohlene, scheinbar zufällige Blicke zuzuwerfen.

Und jetzt würde er sich anschnauzen lassen müssen. Seine Eltern schienen seit einiger Zeit angespannt. Er hatte seine Mutter erwischt, als sie beim Lesen eines Briefes weinte. Der Krieg war doch vorbei. Es gab Gespräche zwischen den Eltern. Mit gesenkter Stimme. Mit unbekanntem Wörtern. Wörter, die er zuvor nie gehört hatte.

Er bemühte sich, die Niederdorfstraße hinauf, sein Tempo noch zu beschleunigen. Er rempelte die Leute. Schwierig schnell zu laufen, mit

Schultasche und Geigenkasten. Er dachte nochmals an die Worte des alten Herrn Zimmermann. Als ihm dieser sein Halbmonatszeugnis für die Unterschrift des Vaters ausgehändigt hatte: „Kurt, hör mir gut zu, du könntest einmal ein großer Geiger werden, wenn du etwas mehr auf deinen Rhythmus achten würdest. Und dir dein Vater nicht den Kopf mit diesen modischen Eseleien vollstopfen würde.“

Der Esel, das war Zimmermann.

Er warf einen flüchtigen Blick auf die Plakate des *Kino Radium*. Beim Überqueren der Mühlegasse. Pferde, eine Kutsche, Indianer. Seit ein paar Monaten gab es nur mehr selten amerikanische Filme. Vielleicht würde ihn sein Vater dieses Mal mitnehmen. Die Woche davor hatte er nicht gewollt. Obwohl es ein deutscher Film war. Er war lange vor den ausgehängten Fotos gestanden. Eine Frau mit Zylinder, ein Bein, abgewinkelt über die Lehne eines Sesselrücken, und die Haut der nackten Oberschenkel oberhalb der Strumpfränder. Wenn er einmal groß sein war, würde er sich alle diese verbotenen Filme ansehen. Am nächsten Tag hatte er seine Freunde mitgenommen, um ihnen das zu zeigen. Sie hatten sich über die Fotos lustig gemacht. Bis sie unter Beschimpfungen der Kassierin verjagt wurden.

Er rannte so rasch er konnte die drei Stockwerke zu ihrer Wohnung hinauf. Er war auf das Schlimmste gefasst. Aber nein. Nichts. Kein einziges Wort, um ihm die Verspätung vorzuwerfen. Was war los? Sie saßen beide im Salon, stumm. Sein Vater hatte rote Augen. Er putzte sich die Nase.

Er bemühte sich, so locker wie möglich zu wirken. Sich seine Atemlosigkeit nicht anmerken zu lassen. Er brachte die Geige und die Schultasche in sein Zimmer. Mit dem Notenheft in der Hand ging er zurück in den Salon.

Sein Vater sah zu ihm auf.

„Stell dir vor, Kurt, sie haben Webern umgebracht.“

„Webern?“

„Ja.“

Er erinnerte sich an den kleinen Mann mit den schmalen Lippen und der Brille mit Stahlrand. Das war bei dem Abendessen vor zwei Jahren in Winterthur. Er durfte damals mitgehen. Dieser kleine Mann, der im Gegensatz zu den anderen keinen Smoking trug. Und der mit ihm gesprochen hatte. Als ob er ihn, Kurt, den Kleinsten in der ganzen Runde, ausgewählt hätte. Er war mit den Kindern des Gastgebers am Ende des Tisches gesessen. Dieser kleine Mann hatte ihm von seiner Musik erzählt. Er konnte sich

an jeden einzelnen Satz erinnern. Auch wenn er nicht alles davon verstanden hatte. Er hatte nie aufgehört, sich seine Worte immer wieder vorzusagen.

„Und wer hat ihn getötet, Papa? Die Nazis?“

„Nein. Die Amerikaner.“

Er überlegte einen Augenblick.

„Die Amerikaner sind die wie die Nazis?“

Und da bekam er eine Ohrfeige. Eine so schallende, wie er sie nie jemals zuvor bekommen hatte.

2

Genau an diesem 20. September 1945 wurden drei Ohrfeigen ausgeteilt. Alle drei im selben Augenblick. Tausende Kilometer voneinander entfernt, – man könnte von einer Art Terz-Akkord auf Distanz sprechen, – genau im selben Moment

– In Zürich erhielt sie der kleine Kurt Lewenstein, der, um ehrlich zu sein, erwartet hatte, gerügt zu werden. Wenn auch aus einem völlig anderen Grunde, wofür er mit Sicherheit eine Ohrfeige verdient hätte – doch einfach nur dafür, in aller Unschuld Worte gesagt zu haben, deren Tragweite er in seinem Alter von zehn Jahren nicht erkennen konnte. Dafür hätte er mit Sicherheit keine Ohrfeige verdient. Er konnte die Erschütterung seines Vaters nicht vorhersehen. Die Erschütterung durch die soeben erhaltene Nachricht dieses völlig absurden Todes, – es war vielleicht der letzte Kriegstote. Es musste wohl gerade er sein, Webern, sein Freund, dass er durch einen Irrtum getötet worden war.

– In New York, im selben Augenblick, – auch wenn es hier in New York der frühe Morgen war, – hier erhielt sie die kleine Barbara Peterson, – wenn auch ihr Vorname noch gar nicht gewählt war. Ihre Eltern hatten mit einem Buben gerechnet, – sie war ganz rot und klebrig vom Blut und der Plazenta. Die Nabelschnur war gerade durchtrennt worden. Sie war an den Füßen aufgehängt. Sie erhielt von der Krankenschwester, die zur Klinik gehörte, die rituelle Ohrfeige, um sie den ersten Schrei ausstoßen zu lassen, und ihr zu helfen, selbst zu atmen, – und sie brüllte, Barbara wurde immer dunkelröter, hing kopfüber und war schockiert, auf diese Weise in die Welt zu kommen, – schockiert von diesem Begrüßungsritual. Beinahe Ersticken. Plötzlicher Temperaturwechsel. Blitzend blendendes Licht. Schläge.

– Im Dörfchen von Suzette in der Provence, im selben Augenblick. Hier war es Mireille Jourdan, die erst seit drei Tagen verheiratet war und die vor drei Tagen in dieses Haus in Suzette eingezogen war, – ein helles Haus mit Tapeten an den Wänden. Ein Haus, in dem sie sich entsetzlich fremd fühlte. Nach dem alten, schwarzen Bauernhof in Chaîne, wo sie geboren war und immer gelebt hatte, – Mireille Jourdan nun erhielt als Antwort auf ihre schüchterne Bemerkung über die Uhrzeit, zu welcher ihr Ehemann heimgekommen war, ihre erste Tracht Prügel.

3

Er hat den See betrachtet. Vielleicht war es eines der letzten Male. Er ist über die Quaibrücke gegangen. Über ihm die Möwen mit ihren nervenaufreibenden Schreien. Vorne das graue Wasser mit seinen Strudeln und Strömungen. Eigentlich freute er sich auf das neue Leben, das vor ihm lag. In dieser unbekanntem Stadt. Die Stadt, in der er geboren war. Die Stadt, an die er sich aber überhaupt nicht erinnern konnte. Es war ein Abenteuer. Er, der von nichts anderem träumte als von Abenteuern. Aber, andererseits, er musste Zürich verlassen, wo er alle seine Freunde hatte und sein geregeltes Leben, an das er sich so gut angepasst hatte zwischen der Wohnung seiner Eltern in der Zähringerstraße, der Kantonsschule (wo er gerade seine Unterstufe ziemlich glänzend abgeschlossen hatte) und dem Konservatorium, wo er seit drei Jahren seine Geigenstunden erhielt (von dort ließen ihn die Lehrer mit Bedauern gehen). Und auch alles andere. Die Fußballspiele am Lindenhof oder am Utoquai. Die Filmvorstellungen im *Kino Radium*, am Sonntag. Die Festtage, an welchen ihn sein Vater ins Restaurant einlud. Die Konzerte nicht zu vergessen, zu welchen ihn mitzunehmen sein Vater schon früh begonnen hatte. All das verlassen, um was zu finden, er wusste es nicht. Seine Mutter nannte Wien eine abgefeimte, chaotische, verwüstete Stadt. Eine Stadt aus Ruinen. Eine Stadt besetzt von den Russen. Eine Stadt wo, ihren Worten nach, alle ihre ehemaligen Feinde verblieben waren.

Er träumte. Feinde. Er konnte sich schlecht vorstellen, was das für seine Eltern bedeuten konnte. Feinde. So etwas wie in den Western-Filmen im *Kino Radium* vielleicht. Sie würden kämpfen müssen. Er hatte ein wenig Angst.

Alles schien verrückt geworden zu sein. Seit dem Kriegsende. Seine Großeltern gestorben in Mauthausen. Er hatte, als er einmal allein in der Wohnung gewesen war, die Briefe gelesen. Briefe, die man vor ihm versteckt hielt. Dann

konnte er in der Nacht nicht einschlafen, und als er dann endlich eingeschlafen war, hatte er Albträume. Jede Nacht, Albträume, aus denen er schreiend aufschrak. Er musste dann seinen Eltern gestehen, diese Briefe gelesen zu haben. Sie, ihrerseits, hatten versucht ihn zu beruhigen. Sie hatten gesagt, dass das alles vorbei wäre. Dass die Nazis besiegt und bestraft und verurteilt waren. Dass dies niemals wieder beginnen würde. Dieser Brief, mit Bleistift geschrieben, der über Typhus erzählte. Von Männern, die man gezwungen hatte, eine ganze Nacht, nackt im Schnee aufrecht zu stehen. Und ein anderer, dessen Schrift kaum lesbar war. Der von Hunden, Peitschen und von Aufgehängten und anderen, die sich lieber in die elektrisch geladenen Zäune warfen, als sich noch weiteren Quälereien auszusetzen. Und in der Schule hatten sie erzählt, dass es noch viel schlimmere Lager gab in Polen. Lager, aus welchen überhaupt niemand mehr herauskam.

Er hat den Bellevueplatz überquert, auf die Trambahnen achtend. Im Vorbeigehen hat er einen Blick in Richtung *Kronenhalle*-Eingang geworfen. Dieses Restaurant, in welches sein Vater sie manches Mal zum Essen ausführte, am Sonntag. Mit diesen vielen seltsamen Bildern. Die Bilder gefielen ihm nicht besonders, und noch weniger die Restaurantbesitzerin, die dicke Hulda Zumsteg. Sie konnte es nicht lassen, ihn zu küssen. Ihn bis zum Ersticken in die Arme zu nehmen. Ihn wie ein Kleinkind zu behandeln. Ihn, der bereits elf Jahre alt war. Der auf der Geige bereits besser war als alle aus seiner Klasse. Sie, die sogar zwei oder drei Jahre älter waren als er. Ihn, mit dem Anton Webern einmal wie mit einem Erwachsenen gesprochen hatte. Die aus seiner Klasse im Konservatorium kannten den Namen Webern nicht einmal. Sie hatten sich über ihn lustig gemacht, an dem Tag, als er davon erzählen wollte. Die Dummköpfe. Seither schwieg er.

Nun, auch das war vorbei, diese Sonntage im Restaurant mit den Eltern. Wo er sich von Gerichten, die ihm schmeckten, ein zweites Mal nehmen konnte. Vom Kalbsgeschnetzelten, dem Rösti, von den herrlichen Schokoladekuchen. Und diese Nachmittage klangen manches Mal in einem dieser großen Häuser aus. Der Park blickte hinunter auf den See. In Kilchberg, bei einem Freund seines Vaters. Und diese Konzerte, die sein Vater organisiert hatte. In der *Tonhalle* mit den Dirigenten Rosbaud und Scherchen. Die oft bei ihnen zu Hause zu Gast waren. Die immer sehr amüsante Dinge über Musiker und Sänger zu erzählen wussten. Diese Konzerte „Neuer Musik“, zu welchen er seit einiger Zeit gehen durfte. Er erinnerte sich, *Die*

Geschichte vom Soldaten, das erste Mal.

Die Kronenhalle. Diese wunderlichen Menschen, die man dort sah. Gekommen aus allen Ländern. Sein Vater erzählte von einem Schriftsteller, der immer hierher zum Abendessen kam. Die ersten Jahre, als sie nach Zürich gekommen waren.

Aber inzwischen war er gestorben. Kurt hatte ihn nie persönlich getroffen. Er war zu diesem Zeitpunkt noch ein Baby gewesen. Man hatte ihn ins Restaurant nicht mitgenommen. Ein englischer Schriftsteller oder ein irischer, so was Ähnliches. Seinen Namen hatte er vergessen. Sein Vater sprach von einem Roman, der in mehreren Sprachen gleichzeitig geschrieben war. Ein Roman, den niemand verstand. Er hatte sich gefragt, ob es in Wien auch Schriftsteller gäbe. Er wusste, sein Vater kannte Wiener Schriftsteller. Aber das war vor dem Krieg. Vielleicht würden auch sie nach Wien zurückkehren.

Er ist vor dem *Café Odéon* vorbeigegangen. Die Mitglieder des Schauspielhauses saßen an den Tischen wie gewohnt. Sie lachten, sprachen sehr laut, riefen von einem Tisch zum anderen. Er ging rasch vorbei, ohne einen Blick auf sie zu werfen. Vor den Komödianten hatte er immer ein wenig Angst. Zurück nach Hause ging er über die Niederdorfstraße, – vor dem kleinen *Salon de pâtisserie* in dieser Seitengasse, der Napfgasse, wohin er manches Mal mit seiner Mutter ging, langsamer werdend. Er dachte, dass er nie mehr wieder hierher zurückkommen würde. Aber sein Vater hatte ihm gesagt, dass die Konditoreien in Wien die besten der Welt wären. Und dass sie zum *Demel* gingen. Dass er nichts nachzutruern haben werde.

Im Grunde war er recht aufgeregt, Wien zu entdecken. Diese Stadt, von der man zu Hause die ganze Zeit sprach. Die Stadt Weberns und des besten Orchesters der Welt und der besten Kuchen der Welt und der schönsten Oper der Welt. Er fragte sich, wie das sein würde. Er begann das Thema des Menuetts zu trällern, an dem er gerade arbeitete, – hier, mitten auf der Straße, im Gehen, – Wien, Wien, Wien, – die Menschen, die seinen Weg kreuzten, sah er nicht, er träumte.

4

Der Kleine war im Bett. Er hatte Mühe gehabt, einzuschlafen an diesem Abend. Er war zu aufgeregt. Hugo Lewenstein und seine Frau, saßen beide im Salon und lasen.

Sie stieß einen tiefen Seufzer aus. Er sah sie an.

„Was hast du denn?“

„Das weißt du doch.“

„Was? Noch immer!“

Er legte sein Buch nieder. Und es ging wieder los.

„So hör doch, Hugo, das geht einfach nicht. Das könnte ich niemals ertragen. Dorthin wieder zurückzukehren. Nach all dem, was sie uns ange-
tan haben. Kannst du dir vorstellen, dass wir dort ganz einfach ankommen.
Als wäre nichts geschehen. Als kämen wir einfach von einer Reise zurück.
All die Menschen wieder zu treffen. Die unseren Tod wollten. Die unsere
Eltern in die Lager geschickt haben, um sie dort umzubringen. Die uns alles
gestohlen haben. Die unsere Abreise zu ihrem Vorteil genutzt haben. Die
sich unsere Möbel, unsere Wohnungen genommen haben.“

Sie sprach mit ihm in einem Ton, der ruhig und gleichzeitig klagend
war. Ohne ihre Stimme zu heben. Ein wenig in der Art eines Erwachsenen,
knapp davor mit einem starrköpfigen Kind ungeduldig zu werden. Um es
von etwas abzubringen. In einem letzten Ansatz von Überredungskunst.
Um eine unvernünftige Idee fallen zu lassen.

„Aber natürlich, Sarah. Ein Grund mehr. Wir sind nicht mehr die
Besiegten. Es sind SIE, die den Krieg verloren haben. Ich sehe kein Problem
dabei, uns das wieder zurückzuholen, was sie uns genommen haben. Es gibt
keinen Grund, ihnen jetzt die Stadt zu überlassen.“

„Du bist verrückt! Du weißt genau, dass man uns empfohlen hat, nicht
zurückzukehren. Sie legen keinen Wert darauf. Niemand legt Wert darauf.
Weder die Besatzungsarmeen. Noch die neuen Machthaber. Natürlich sind
das alle Nazigegner, Widerstandskämpfer, Leute, die aus den Lagern
zurückgekommen sind. Doch sogar die wollen die Juden nicht wieder
zurückkommen sehen. Hör doch zu. Ich habe sofort gewusst, 1938, als wir
hier angekommen sind, dass das Kapitel damit beendet ist. Das nichts mehr
so sein würde wie früher.“

Und nun seine Antwort. In demselben Ton vorgetäuschter Ruhe. Mit
derselben unterdrückten Gereiztheit.

„Wie oft muss ich es dir noch sagen. Für uns ist das nicht dasselbe.
Hertzka selbst hat mich gebeten zurückzukommen, Hertzka. Er hat mir
alle Bestätigungen, alle offiziellen Papiere besorgt. Alle Garantien von den
Besatzungsmächten. Er hat mir versichert, dass wir unsere Wohnung bei
unserer Rückkehr wiederbekommen.“

Er versuchte nochmals, ihr alles zu erklären. Mit dem Anschluss hatte

die *Universal Edition* 1938 ihre Büros nach London verlegt. Vor Kurzem
waren sie wieder nach Wien zurückgekommen. Sie überlegten, ihre Akti-
vitäten in Zukunft nicht nur auf die Herausgabe von Partituren zu beschrän-
ken, sondern mit Schallplattenproduktionen und Tonaufzeichnungen zu
ergänzen. Dazu hatte man ihn sofort kontaktiert. Ihn, Hugo Lewenstein.
Bekannter Spezialist auf diesem Gebiet. Erprobter Konzert-Organisator.
Vertraut mit dem musikalischen Umfeld. Er wiederholte ihr alles noch
einmal im Ton tiefster Überzeugung. Dass hier für ihn die Zukunft liege.
Eine einzigartige Chance, die es zu ergreifen galt.

Dann schwie er. Er stellte sich eine Welt von Morgen vor, in der Musik
auf andere Weise weitergegeben würde, nicht nur über Partituren, in öffent-
lichen Konzerten oder im Radio, sondern auf Schallplatten. Man sprach
schon von der neuen Technik, die eine weitaus längere Aufnahmedauer
bot. Er sah eine Welt, wo, dank der Verbreitung durch die Platte, die Zuhö-
rerschaft wachsen und sich vervielfachen würde. Ins Unermessliche wach-
sen würde. Eine Welt, in der man bald Bartók oder Webern den Menschen
zu Gehör bringen konnte. Menschen, welche bis jetzt noch nicht einmal
die Namen dieser Komponisten kannten.

Sie ihrerseits fuhr in ihrem, nörglerischen, skeptisch-vorwurfsvollen
Tonfall fort.

„Das hast du mir schon gesagt, Hugo. Aber du träumst doch. Wie
glaubst du, dass sie das in dieser zerstörten Stadt zuwege bringen können.
In dieser Ruine. Mit ausländischer Besatzung. Mit den Russen.“

„Das ist klar, das ist natürlich schwierig. Zu Beginn wäre ich nur für
Tonaufzeichnungen für das Radio und für eine englische Plattenfirma
verantwortlich. Aber das ist nur eine Zwischenlösung. Das ist ein Proviso-
rium. Das ist nur der Beginn. Ihr Ziel ist die Gründung einer österrei-
chischen Schallplattenfirma, in der Folge ... Und ich, ich wäre ab diesem
Augenblick genau an dem Platz, wo es erforderlich ist. Dann können wir
endlich Geld verdienen, Sarah.“

„Geld!“

„Aber ja, sage ich doch. Wir könnten ein Haus mit Garten kaufen, in
Grinzing. Dort, wo du immer wolltest. Am Rand des Wienerwalds. Du
weißt, das ist eine Gelegenheit, die man nicht ungenutzt verstreichen lassen
kann. Das Ergebnis all meiner Arbeit, die ich bisher geleistet habe. Man
hat nicht das Recht, sich das entgehen zu lassen.“

Sie zog eine Grimasse.

„Sprich leiser, du weckst sonst Kurt auf.“

Doch Kurt schlief nicht mehr. Er hörte, wie sich seine Eltern stritten. Ernst. Aufmerksam. Die Augen im Dunkel weit geöffnet. Er verstand nicht alles, was sie sagten. Auf der anderen Seite der Wand. Er versuchte zu verstehen.

„Natürlich, Hugo, das klingt alles sehr schön. Aber warum bist du dann der einzige, der zurückgeht? Wird Walter zurückgehen? Oder Broch? Oder Klemperer? Du weißt sehr gut, dass sie nie mehr wieder zurückgehen.“

„Auf alle Fälle, darf ich dir mitteilen, dass Rosbaud die Stelle in München als Generalmusikdirektor angenommen hat. In München, Sarah. In München wird es wohl noch ebenso viele Nazis geben wie in Wien, oder? Aber das hält ihn nicht davon ab.“

„Was soll der Unsinn. Rosbaud ist doch nicht Jude! Spricht Schönberg davon, zurückzukommen?“

„Arnold? Genau. Bereits seit Monaten macht ihm der neue Wiener Bürgermeister ein diesbezügliches Angebot.“

„Und du willst mir einreden, dass er das annimmt?“

„Im Augenblick nicht. Aber.“

Sie ... ein Achselzucken.

„Vielleicht vergisst er ein bisschen weniger als du, dass er Jude ist.“

„Oh, das. Da bin ich mir nicht sicher, ob ihm das wirklich gelingen würde, außerdem. Wie heißt das? Eine *Tschouva*?“

Sie betrachten einander voll Verachtung. Sie dreht ihre dicken Finger reflexartig. Ihr plumper, fast unförmiger Körper. Das fleischige Gesicht mit tiefen Tränensäcken unter den Augen. Die schwarzen, gekräuselten Haare, mehr schlecht als recht in einem Chignon zusammengefasst, noch nie von einem Kamm gezähmt, – und dieser Ausdruck in ihrem Blick voll Überdross, Hartnäckigkeit und Besonnenheit, tief verwurzelt in einer langen Ahnenreihe von Hausierern, Kerzenhändlern oder Geldleihern in den ukrainischen oder galizischen Ebenen, gewohnt zu zweifeln und dem plötzlichen Ansturm bäuerlicher Gewalt auszuweichen, deren erste Opfer sie stets waren, – diese ängstlichen Vorfahren, schlau und dennoch im Besitz einer Unerschütterlichkeit, die selten reiner, einfacher Härte entsprach, einer Härte, weniger gegenüber anderen (Feinde, Bauern, Geistliche) als gegen das, was in ihnen selbst zu ängstlich oder zu schlau sein könnte. Und er ihr gegenüber. Zusammengesunken im Lederfauteuil.

Leicht gebeugt, fast kahl, jetzt. Mit tiefen Falten um seine Mundwinkel, die so etwas wie unbezwingbare Müdigkeit erkennen ließen. In völligem Widerspruch dazu seine raschen, lässigen, misstrauischen Gesten, sobald er das Wort erhob. Gesten, die auch bei ihm in einer langen Ahnenreihe tief verwurzelt waren. Wenn auch anderer Art, nicht durch bärtige Hausierer in ihren langen Kaftans mit Fuchspelzkappen. Es waren Vorfahren mit Uhrketten und Gehrock (oder später mit Anzug und Weste). Überzeugt davon, die Stellung der alten Aristokratie übernommen zu haben. Auf dem politischen Parkett, im geistig-intellektuellen Leben und in den Künsten. Nicht nachäffend, ungeschickt. Die alten Funktionen, unter Heranziehung moderner Mittel (Presse, Publikationen), weitertragend. Mittel, deren Reichweite ihnen nicht bewusst war. Mit den Werten und Vorurteilen der von ihnen verdrängten Aristokratie. Trotz ihrer Familiennamen Lewenstein, Adler, Kraus, Rosenblum oder Schönberg. In den spontanen Ausdrucksformen ihrer Körper. Durch eine Geste der Hand. Durch ein beinahe hochnäsiges Lachen. Noch ein oder zwei Jahrhunderte davor Privileg und Unterscheidungsmerkmal im Auftreten eines Schwarzenberg, Kinsky oder Esterházy.

Sarah starrte ihren Mann an.

„Ich verstehe nicht, Hugo. Worauf willst du hinaus?“

„Nirgendwohin. Es gibt einfach Momente, in denen ich mich frage, welche Bedeutung hat denn das Jüdischsein ...“

Sie schrie auf.

„Du bist krank, Hugo ... Wie kannst du so etwas sagen ... Nach der Art, wie deine Eltern umgekommen sind ... Und auch die meinen ...“

Er hat darauf verzichtet, ihr zu antworten. Es wäre nutzlos gewesen, ihr in ihrem Zustand der Verzweiflung und Feindseligkeit, in der er sie sah, zu erklären, dass sie ganz offensichtlich Juden waren, gemäß den gängigen Nazi-Kriterien. Das war für ihn aber kein Grund, diese Kriterien (Abstammung, Genealogie) auf sich selbst zu beziehen. Noch weniger wieder an Gott zu glauben. Wieder die Bibel zu lesen. Wieder den Talmud zu studieren. Wieder jeden Samstag in die Synagoge zu gehen. Wieder zu vermeiden, Schweinefleisch zu essen. So viele Überbleibsel aus der Vergangenheit. Seine Vorfahren in Gehrock und später in Anzug mit Weste hatten sich davon endgültig befreit. Diese Kriterien überließ er gern ihren Vorfahren. Vorfahren, die aus dem Schlamm und den Nebeln der Dörfer der Ukraine

und Polens gekommen waren. Die bis heute an ihren Bärten und Gebetschals, diesem lächerlichen Aufzug, festhielten. Die bis heute an ihren Frauen mit Perücke und rasiertem Kopf, ihren pedantischen und veralteten Ritualen, an ihrem überholten Aberglauben hingen. Doch das hätte er sich nie erlaubt, ihr wörtlich ins Gesicht zu sagen.

„Hugo, selbst wenn du nicht mehr Jude sein WOLLTEST, es bleibt dir nichts anderes übrig ... Nach all dem, was geschehen ist ...“

„Du willst es nicht verstehen ... Darum geht es nicht ... Ach, übrigens ...“

Er zeigte mit dem Finger auf ein geöffnetes Kuvert, das auf dem Beistelltischchen lag. Der Brief eines Leutnants der amerikanischen Besatzungskräfte. Er hatte ihn am Vorabend erhalten. Der Leutnant hatte von seinem Entschluss, nach Wien zurückzukehren, erfahren. Er lud ihn ein, in der „Entnazifizierungskommission der Institutionen“ mitzuarbeiten. Im Speziellen in den beiden Bereichen, für die er zuständig war: Oper, Philharmoniker. Dort wäre die Beteiligung einer gewissen Anzahl von Wiener Juden wichtig. Um mitzuhelfen. Vor allem, nicht alles von den Russen entscheiden zu lassen. Zwar im Brief nicht ausdrücklich erwähnt, doch für Hugo offensichtlich.

Sarah hat ein noch saureres Gesicht gemacht.

„Wozu soll denn das alles gut sein? Um uns noch zusätzliche Feinde zu schaffen? Das sind doch immer wir, auf die das dann wieder zurückfällt. Diese Art von Geschichten ...“

Sie hat einen Augenblick lang überlegt, zögernd, wenn auch der Nutzlosigkeit gegenüber der Entschlossenheit ihres Mannes bewusst, hat sie ein letztes, weiteres Argument ihrerseits formuliert. Bedrückt. Verstört. Die Finger reflexartig, immer nervöser, drehend.

„Wenn du unbedingt von hier weggehen willst ... Du weißt, dass die Rosenblums die ersten erforderlichen Schritte unternommen haben, um sich in Palästina niederzulassen ...“

In einem Satz war er aufgesprungen. Entnervt.

„Palästina! ... Warum nicht Madagaskar. Übrigens, wenn du schon davon sprichst ... Weißt du, was ich von Jacob Klatzkin zu Palästina gehört habe ... Es scheint, dass sie da unten eine großartige Idee haben, nämlich die Entwicklung einer *Jüdischen Musik* ... Einer Folklore ... Ausgehend von den Yiddischen Liedern ... Stell dir das vor? ... Wir alle sollten uns dafür zusammentun ... WIR ... Wir, welche die deutsche Musik zu ihren höchsten Höhen geführt haben ... Mit Mahler ... Zemlinsky ... Schönberg ... Also,

bitte, Sarah, mach dich nicht dümmer, als du es bist. ... Es ist in Wien, wo wir eine Rolle zu spielen haben ... Sonst nirgendwo ...“

Und er fuhr fort. Mit vor Zorn gerötetem Gesicht. Mit dieser vertrauten Geste, als würde er mit der Rückseite der Hand einem Unglücklichen eine Ohrfeige geben, diese unbewusste Geste, welche weit zurückreichte. Bis weit hinaus über die Vorfahren seiner Bankiers, Journalisten, Verleger. Zurück in den Rang der Prinzen und gepuderten Perückenträger.

„Du weißt ja noch nicht das Neueste? ... Gerade haben sie da unten, in deinem Palästina, Wagner verboten ... Und du möchtest, dass ICH mich da unten in diesem Land der Wilden niederlasse ...“

Sie schien jetzt ein wenig erschrocken, über den von ihr ausgelösten Sturm der Empörung.

„Man muss sie verstehen, Hugo ... Für sie deckt sich Wagner mit dem Bild von Hitler in Bayreuth ... Das ist die Musik von jenen, die sechs Millionen von uns umgebracht haben ...“

„Welch ein Schwachsinn! ... Das ist alles, was sie gefunden haben, verantwortlich für diese Massaker ... Das Vorspiel zu *Tristan* ... Bravo. Und hat Arnold vielleicht nicht als Wagnerianer begonnen? ... Nein, das sage ich dir, es gibt nicht den geringsten Grund, Wagner den Nazis zu überlassen ... Ebenso wenig wie Wien ...“

Jetzt ging er im Zimmer auf und ab. Hochrot im Gesicht. Er sprach zu ihr. Jedoch ohne sie anzusehen. Aber vielleicht sprach er eher zu sich selbst:

„Palästina! ... Kannst du dich erinnern, was Scherchen erzählte, als er 1939 aus Palästina zurückgekommen war? Damals als man ihn nach Tel Aviv eingeladen hatte, um Werke von Arnold zu dirigieren. Kannst du dir das Bild vorstellen? Schönbergs Musik in den mit Arabern bevölkerten Städten. Mit ihren Eseln. Mit ihren Burnussen. Mit ihren verschleierte Frauen. Mit ihren Dromedaren ...“

Mit einer Armbewegung wischte er alles weit von sich:

„Was glauben sie denn, die Zionisten? Dass man da unten nichts anderes gemacht hat, als auf ihre Rückkehr zu warten. Nichts anderes seit 2000 Jahren? Das sich seit der Zerstörung des Tempels da unten nichts geändert hat. Siehst du mich wirklich da unten? Wie ich die Tonaufnahmen von Berg und Webern mitten unter den Dromedaren organisiere?“

„Hugo, jetzt hör doch damit auf! ... Wenn dir das nicht genügt, sechs Millionen Tote. Darunter deine Eltern und meine. Wenn dir das nicht genügt, um dich zu überzeugen, dass die Juden das Bedürfnis verspüren

können, einen eigenen Staat zu haben ... Eine Heimat ...“

Dann war es still. Er stand wie versteinert, die Arme überkreuzt, die Augenbrauen zusammengekniffen. Dann hat er mit ernster Stimme geantwortet, weniger aufgebracht:

„Meine wirkliche Heimat ist die Musik. Und daher ist es Wien.“

Auf der anderen Seite, in seinem Zimmer, hat Kurt begonnen wieder einzuschlafen. Bilder rasten durch seinen Kopf. Formlos. Wild durcheinander. Völlig ohne Sinn. Er sah ein Orchester inmitten von Dromedaren. Auf einem ritt die dicke Hilda Zumsteg. Sie lachte aus vollem Halse. Plötzlich sah er Webern. Nackt. Im Schnee. Vor einem Stacheldrahtzaun und Wachtürmen. Er hörte ihn sagen: „Ich bin in der Tradition von Bach!“

Er hatte noch Zeit, um zu denken: Ich werde Komponist. Sobald wir in Wien angekommen sind, werde ich zu komponieren beginnen.

5

Sie erwacht, Barbara. Zuerst der Körper. Ein Dehnen und Strecken. Ein leiser Schauer. Dann öffnen sich die Augen. Nach und nach. Das Licht ist ungewöhnlich hell. Sie benötigt einen kurzen Augenblick, um den Ort zu erkennen, an dem sie sich befindet. Das Loft, riesig. Ihr Loft. Es ist die erste Nacht, die sie in ihrem Loft, verbracht hat. Kaum noch eingerichtet. Es stehen Kisten herum. Nicht ausgepackt. Eine Matratze am Fußboden. Ein Tisch mit vier Sesseln. Ein altes Canapé. Eine Bar. Alles wie verloren im Raum. Alles in dieser Weite des Lofts. Das Einzige, das fertig ist, ist das Atelier. Sie hat es als erstes gemacht. Die Stange, der große Spiegel. Und die Synthesizer. Die Lautsprecher. Die Stereoanlage. Die Tonbandgeräte. Die Mikrophone. Sie betrachtet ihr Loft. Nur Parkettboden. Sie wird sofort zu arbeiten anfangen können.

Einige Fotos hat sie an die Wand geheftet. Sie in der Truppe. Die Aufführung der *Brooklyn Academy of Music*. Das Foto von Merce. Mit Widmung.

Es ist schon warm. Ziemlich warm. Diese Sommeranfänge in New York. Wo die Temperatur so plötzlich steigen kann, dass der Asphalt zu schmelzen beginnt. Sie steht auf und geht zum Fenster. Es ist nicht viel los. Noch nicht. An diesem Sonntagmorgen, am West Broadway.

Ein paar Lastwagen, die abladen. Sie denkt, das ist eigenartig, sogar am Sonntag, in diesem Viertel. Fast menschenleer. Sie denkt, alle schlafen noch, nach den Parties am Vorabend. Sie werden gegen Mittag aufstehen,

eine Stunde, für den Brunch. Sie lächelt. Sie liebt es, wach zu sein, während die ganze Welt schläft. Ein Schwarzer geht unten auf dem Trottoir gegenüber vorbei, betrunken, schwankend. Der hat in der Nacht offensichtlich nicht geschlafen. Ein Schwarzer mit einem phantastischen, federnbestückten Piratenhut, der torkelt und singt. Er dreht sich. Er tanzt auf der Straße, ein Sonntagmorgen, entlang der Ziegelmauern und Eisengeländer.

Sie blickt auf das Sonnenlicht, das sich im großflächigen Parkettboden spiegelt. Sie spürt, dass sie ihr Leben in diesem Viertel lieben wird. Diese Mischung aus Galerien, Ateliers und alten Lagerhäusern. Noch vor fünf Jahren wollte keiner hier wohnen. Jetzt beginnen die Preise zu steigen. Es ist fast Mode geworden, hier zu wohnen. Durch das Fenster kann sie die große Buchhandlung sehen, Ecke Spring Street, gegenüber dem Deli. Die Beleuchtung intensiv. Blaustichig. Etwas weiter unten, das große Gebäude, wo die aktuellsten Galerien eingemietet sind. Die von Sonnabend. Die von Leo Castelli.

Ein Loft, für sie ganz allein. Sie lacht. Sie sagt sich, ein Datum, dieser Sonntagvormittag, in meinem Leben. Sie dreht sich um. Sie betrachtet den Raum. Für sie, nur für sie ganz allein. Sie wird nicht müde, sich umzusehen. Ganz hinten auf der anderen Seite ist die Tür, die zur Eisenbrücke führt. Über sie ist die Feuerleiter zu erreichen. Sie überlegt. Die Eisenbrücke ist groß genug, um einen Tisch und eine Chaiselongue hinzustellen. Eine Terrasse für Sonnenbäder. Während der Sommertage.

Sie ruft ihren Vater an. Sie lädt ihn ein zu ihr zu kommen. Um sich das Loft anzusehen. Zu kommen, um heute abends gemeinsam ein Glas zu trinken. Hier bei ihr, in ihrem Loft.

Hier, in ihrem Loft. Sie sagt sich. Das ist der erste Mann, der hier hereinkommt. Sie sagt sich. Das ist eigentlich ganz selbstverständlich. Im Grunde hat sie es ihm zu verdanken, dieses Loft, diesen unerwarteten Raum. Sie verdient nicht genug Geld. Noch nicht, mit ihren Veranstaltungen. Sie muss, um leben zu können, am Department of Art der *New York University* Kurse geben. Jetzt kann sie dorthin zu Fuß gehen.

Denn es ist hier, gleich nebenan. Man muss nur die Houston Street überqueren und dann ein paar Blöcke weiter Richtung Washington Square hinaufgehen. Diesen Platz, den sie so sehr liebt. Den Triumphbogen, den Rasen, die Bäume, die Eichhörnchen, die kleinen Ziegelhäuser und hinten die *Mews*. Wie in London. Das alles verdankt sie ihrem Vater. Das Bild von

De Kooning. Er hatte es ihr zu zwanzigsten Geburtstag geschenkt. Im Vorjahr hatte sie es verkauft, um das Loft zu erstehen. Eine ehemalige Lagerhalle für Keramik und Fliesen am West Broadway. Am Originalzustand hat sie fast nichts verändert. Nur die Ziegelmauern ausgemalt. Eine Küche, eine Bar, die Sanitäranlagen und ein Badezimmer installiert. Die Neonleuchten waren schon vorhanden, und die offen verlaufenden Leitungen hat sie belassen, wie sie sind. Ebenso den großen Deckenventilator und die rote Leuchtschrift EXIT FIRE über dem Hinterausgang.

Sie ist überrascht, als sie sich *Because my heart belongs to daddy* trällern hört, sie lacht.

Sie sagt zu sich. Also hier in diesem Viertel wird sich jetzt alles konzentrieren. Im Valley. Früher wurde dieser Ort das *Valley* genannt, aufgrund der niedrigen Höhe der Gebäude, sechs oder sieben Stockwerke höchstens, zwischen den Wolkenkratzern der Stadtmitte und jenen von unten, Richtung Wall Street. Sie denkt an Bob. Er wohnt ganz in der Nähe. Spring Street. Sie denkt an das Projekt, von dem er gesprochen hat. Eine Oper, in der sie eine Rolle übernehmen soll. Trisha ist etwas weiter weg. Am Broadway. Samstag hat sie in ihrem Loft mit offenen Proben begonnen. Damit können sie auch die Besucher der Galerien im Vorbeigehen bei der Arbeit sehen.

Sie schlüpft in einen Kimono. Sie kocht sich einen Kaffee. Am Vorabend hat sie auf derselben Gehsteigseite ein Stückchen weiter unten ein kleines italienisches Geschäft entdeckt. Das sollte sie sich anschauen. Ob sie auch *espresso* haben. Es ist schon so lange her, dass sie einen echten italienischen Kaffee getrunken hat, seit ihrer Kindheit im Village nicht mehr, – letzten Sommer in Italien ist sie dem Geschmack wiederbegegnet.

Barbara, hier. Bei sich zu Hause. Das Licht jetzt goldgelb und bereits um diese frühe Vormittagsstunde blendend. Das Licht kommt durch die großen Glasscheiben. Sie denkt an die Plage beim Reinigen. Zehn oder fünfzehn Jahre angesammelter Schmutz. Sie denkt an die Dinge, die noch zu machen sind.

Sie lässt das Programm Revue passieren. Bücher und Schallplatten aus den Kisten auspacken. Auf die Stellagen stellen. Ein Schreibtisch. Eine einfache Platte vielleicht auf zwei Böcken. Die Beleuchtung. Die Lampen überprüfen. Ein paar Scheinwerfer kaufen. Ein paar zusätzliche Lampen, um auch in der Nacht vor dem großen Spiegel arbeiten zu können.

Sie bereitet sich ihr Frühstück: Scrambled eggs, Orangensaft, Muffins,

Butter, Pancakes, Honig. Das gewohnte Ritual. Sie lässt sich Zeit. Das Telephon läutet. Sie sagt sich, es ist das erste Mal, dass mich hier jemand anruft. Sie nimmt den Hörer ab. Es ist Jimmy. Ungeduldig. Er will die Örtlichkeit sehen. Sie findet eine Ausrede. Er soll erst morgen kommen. Es ist ihr wichtig, den heutigen Abend ihrem Vater zu schenken.

Sie erinnert sich, so rasch, diese ganze sprühende Wirklichkeit in weniger als zehn Jahren. Nach dem Universitätsabschluss die *School of Arts and Music*. Die Tanz-Workshops mit Merce im großen Studio. Ganz oben im letzten Stockwerk des Gebäudes in der West Street. Gleich beim Hudson. Sie denkt an Merce. Welche Chance, mit ihm zu beginnen. All das, was ihr Merce vermittelt hatte. Diese Mischung aus Konsequenz und Freiheit. Extreme Härte im Dienst von unbegrenzter Freiheit. Merce, der ihr beibrachte, im Tanz alles Überflüssige wegzulassen. Körper in Bewegung, die ihren eigenen Raum schaffen und Energie lesbar machen, ohne Rhetorik, in ihrem Reinzustand. Schockerfahrungen und Überschneidungen von Intensitäten. Zusammenführen. Auseinanderstreben. Der strenge Rahmen, außerhalb dessen keine Dynamik entstehen kann. Diese technische Notwendigkeit im eigenen Innersten. Plötzliches Lösen, Sich entwinden, Herausschießen des Körpers. Im Einklang mit der eigenen Entscheidung. Sie sieht sich selbst wieder. Sich, Barbara. In völliger Übereinstimmung mit diesem inneren Zustand. Und all die Fortschritte, die sie gemacht hatte. In der Schule von Merce. Der Körper, der zusehends leichter, schmiegsamer wurde, sich in alles fügte, was man von ihm forderte. Es war, als ob damit ein neuer Körper entstanden wäre. Ein neuer Muskelaufbau. Ein neues Nervengeflecht. Die dafür nötige Disziplin. Die täglichen vier Stunden an der Stange. Ohne Ausnahme.

Und dieser Tag, endlich, an dem Merce sie in eine seiner Ballettgruppen integriert hatte. Wie gut sie sich daran erinnert. An ihr Zögern, bevor sie auf die Bühne kam. An ihr Gefühl der Hemmung. An die Wellen von Applaus am Ende, im großen Saal der *Brooklyn Academy of Music*. Ihre Lust zu weinen. An den Stolz ihres Vaters nach der Aufführung.

Es war beinahe paradox. Diese ganze Härte. Am Ende einer gewalttätigen, bewegten und verzweifelten Periode. Sie erinnert sich daran. Auch daran. Die Protestmärsche an der *Columbia University*, auf dem Campus, gegen den Vietnamkrieg. Und dann, diese allnächtlichen, fiebrigen Zusammenkünfte auf dem Campus mit den endlosen Diskussionen. Die *Women's Lib* (die Frauenbefreiungsbewegung). Der Tag, an dem sie beim Marsch

auf der Fifth Avenue inmitten alle der anderen Frauen mit dabei war. Und ihren Büstenhalter verbrannte.

Sie erinnert sich. Der Tag, an dem bei einer dieser Versammlungen postuliert wurde, Beine und Achseln nicht mehr zu rasieren. An Schlagworte, die die Runde machten. Frauen nicht mehr als Objekt zu sehen. Nicht mehr dem von den Männern auferlegten Frauenbild zu entsprechen. An junge Frauen, die kategorisch feststellten, nie mehr wieder Puppen zu sein. An junge Frauen, die auf das Recht unserer Natur, unseres Geruchs, unserer Behaarung und unserer Animalität pochten. Und an sich selbst, an ihre schüchternen Versuche, den anderen klarzumachen, dass sich diese Forderungen auf Tänzerinnen nicht anwenden ließen. Eine Tänzerin, die sich nicht rasiert. Eine Tänzerin, die die Scheußlichkeit schweißnasser, verklebter Haare zeigt. Das war für sie undenkbar. Und die anderen, die begannen zu schreien, zu spotten und sie zu beschuldigen. Ihr vorzuwerfen, unfähig zu sein, dem Tanz ein neues Bild zu geben und es zu verteidigen. Ein feminines, ein rein feminines. Im Gegensatz zum Bild abgestempelt mit den von den Männern aufgezwungenen Normen und Konventionen. Die Diskussion hatte ein böses Ende genommen. Die gesamte Gruppe begann sie zu verdächtigen. Auszuspionieren. Zur Verteidigung zu zwingen. In ihrem Privatleben herumzuschnüffeln. Eine richtiggehende Inquisition. Und das alles nur wegen der Streitfrage um Haare unter den Achseln.

Sie erinnert sich an ihre damalige Verwirrung. An dieses Gefühl von Ablehnung und auch Schuldbewusstsein. Aber sie hatte nicht klein beigegeben. Sie hatte sich geweigert, in den Ring zurückzusteigen, zu kapitulieren. Bereits damals überzeugt, dass Kunst keinen Schlagworten zu gehorchen hatte, woher sie auch kamen. Dass sie außerhalb steht und ihre eigenen Gesetze hat.

Kunst. Im Grunde genommen war das in diesen Jahren ihr Interessenschwerpunkt. Dieser Eindruck des Übersäumenden, von Kreativität. Die zu diesem Zeitpunkt immer enger werdende Verbindung zwischen Tanz und Malerei. Die erste Zusammenarbeit von Merce und Rauschenberg mit Warhol. Und dann dieser großartige Augenblick. Das *Judson Church Dance Theater*. Hier war es bei Judson. In diesem Kreativlabor. In diesem Rahmen. Hier explodierte alles. Die Konfrontationen zwischen Tänzern, Malern, Musikern und Bildhauern. Und ihr gegenseitiger Austausch. Die um sich greifende Leidenschaft. Das Gefühl, alles gleichsam bei Null wiederzubeginnen. Das Wissen, Teil einer richtigen Künstlergemeinschaft zu sein. Wie

sie vielleicht nur kurz nach Kriegsende existiert hatte. Ihre Bewunderung seit dieser Zeit für Künstler wie Sol Lewitt, Don Judd, Frank Stella. Diese fast paradoxe, aus der Knappheit entstandene Intensität. Ein Minimum an Zeichen erzielt ein Maximum an Wirkung. Und ihr Vater, der die Nase rümpfte, wenn sie ihn als Begleiter zu Vernissagen dieser Künstler bewegen konnte. Ihr Vater, der anmerkte, dass ihm das eigentlich ziemlich fremd sei. Aber er hatte genügend Taktgefühl besessen, nicht darüber zu diskutieren und nichts dagegen vorzubringen.

Sie überlegt, Barbara. Halb ausgestreckt auf dem Canapé in ihrem Loft. So ist das. Jede Generation hat ihren eigenen Stil. Es ist eine Bewegung ohne Ende, bei jedem Schritt muss man wissen, mit dem Vorhergehenden zu brechen, wenn es notwendig erscheint, um weiterzugehen. Die Kunst immer stärker zu emanzipieren, um sie von ihren Konventionen und alt-hergebrachten Funktionen zu befreien.

Ihr Vater. Gott weiß, wie sehr sie ihn verachtet hatte nach der Scheidung. Man muss aber sagen, dass ihre Mutter sie ordentlich gegen ihn aufgebracht hatte. Ihr unentwegtes Heruntermachen. Ihr unentwegtes Wiederholen, was er doch für ein armseliger Typ sei, ein Trunkenbold, ein Schürzenjäger, ein übrig gebliebener Bohémien. Doch nach und nach ist sie wieder zu ihm zurückgekommen. Hat ihn wieder entdeckt. Es waren die Sonntage, denkt sie. An diesen ist es einfach nach und nach von selbst gekommen. Jedes zweite Wochenende im Monat musste sie bei ihm verbringen, und zusätzlich im Sommer einen Ferienmonat, das war der Vertrag, den sich die Anwälte ausgedacht hatten. Zu Beginn war sie eher dazu geneigt, das als *Qual* zu betrachten. Und dann. Unmerklich. In zunehmendem Maße. Begann sie diese Wochenenden, diese Ferien mit wachsender Ungeduld zu erwarten. Es war der Augenblick, als sie vielleicht etwa elf oder zwölf Jahre alt war. Der Zeitpunkt, wo alle Mädchen sich von der Mutter abwenden und auf ihre Väter zugehen. Als ob sie, unbewusst, in ihm den Mann und nicht nur den Vater sahen. Aber was sie betraf, hatte zweifellos auch etwas anderes den Ausschlag gegeben. Etwas Einzigartiges. Etwas, das diese vom Gesetz auferlegten Aufenthalte bei ihrem Vater zu wirklichen Momenten der Freiheit und Leichtigkeit werden ließ. Die Menschen, die ihn umgaben. All diese Künstler, völlig verrückt und unglaublich witzig. Diese berühmten Maler, mit denen sie Freundschaft schließen konnte. In deren nächster Nähe und Intimität sie ihre Sonntage oder die Tage im Sommer verbrachte. Zum ersten Mal in ihrem Leben fühlte sie

sich wie eine Erwachsene behandelt. Und ihre Mutter, die diese Rückkehr zum Vater spürte und damit einfach nicht zurechtkam. Sie wie eine Verrückte anschrte und beschimpfte, wenn sie mit Verspätung von Long Island heimkam.

Ja, es war eine Chance, zweifellos, die Tochter von Tom Peterson zu sein. Kunstkritiker. Freund und Kumpel all dieser Maler. Unterstützer und Begleiter seit ihren Anfängen in den Vierzigerjahren. Zu einer Zeit, wo sie noch kaum bekannt waren. Einige von ihnen hatten nicht einmal genug zu essen.

Und sie hatte sie alle gesehen, Barbara, in den Fünfziger- und Sechzigerjahren. Bei ihrem Vater auf Long Island. In dem kleinen Holzhaus von Three Miles Harbour gegenüber dem Hafen. Oder in der Wohnung im Village, in Manhattan, die er behalten hatte. Alle, ganz aus der Nähe im alltäglichen Leben. Ohne ihren Ruhm. Sie denkt zurück an ihren Vater, mit seiner Pfeife, seiner Brille mit der Schildpattfassung, sein Schnürsamt-Sakko, und die endlosen Abende, umgeben von all diesen Künstlern, die im Begriff waren, die Welt neu zu erschaffen rund um ihren Vater. Diese Sommernächte auf Long Island, wo sie sich Stunden lang anschrten. Um zu definieren, ob Matisse oder Picasso für die Moderne der Bedeutendere wäre. Sie erinnert sich an die Rauchschwaden. Die lauten Stimmen. Die Flüche. Und an die Wein- und Bourbon-Flaschen, die die Runde machten. Und sie, damals das kleine, von allen geliebte Mädchen. Sie wurde von ihnen als Zeugin gesehen. Sie, mit der sie Scherze machten. Sie, der sie Obszönitäten erzählten. Scherze, die bei ihrer Mutter Schreikrämpfe ausgelöst hätten, wären sie ihr zu Ohren gekommen. Sie denkt zurück an die Sommer in Easthampton. An die Strände. An die beinahe allabendlichen Feste bei dem einen oder dem anderen. In den Häusern, die sie gemietet, und dann später, nach dem Erfolg, in denen, die sie gekauft hatten. Das Schwimmen im Ozean, die Sonne, die Möwen, die Wucht der Wellen, die wie riesige Walzen heranrollten und einen umwarfen. Mit sieben oder acht Jahren hatte sie Pollock beim Malen zugesehen. Bei ihm zu Hause einen ganzen Nachmittag im Atelier des kleinen Holzhauses, in dem er mit Lee wohnte. Das war vor dem Unfall. Pollock. Sie denkt zurück an Pollock. Das war vielleicht der Moment, wo ihre Berufung zur Tänzerin bereits mehr oder weniger bewusst erwacht war. Hier, als sie Pollock beim Malen sah, in seinem Atelier, die Leinwand am Boden ausgebreitet, und er seine Farben, auf der Leinwand tanzend, in der Bewegungsabfolge verschüttete. Wie hätte sie sich nach solchen Ferien nicht sträuben sollen, wieder nach

Manhattan zurückzufahren, ihre Mutter wiederzufinden, die puritanische, engstirnige Welt ihrer Mutter, die Überlegungen, die Moralpredigten. Wie.

Sie sagt sich, eine Chance, sie alle gekannt zu haben, ganz einfach nur so, ganz nahe, persönlich. Eingetaucht worden zu sein, ab ihrer Kindheit, in diese Welt. Sie, Barbara, hatte niemals die herablassende Haltung einiger ihrer Freunde gegenüber dieser Zeit, dieser Generation geteilt. All diese Künstler hatten ihr etwas vorgelebt, das für sie stets lebendig blieb. Nicht nachgeben, mit Verbissenheit. Es zu verstehen, bis zum Ende zu gehen, seinem Gefühl zu folgen, auch wenn man im Vorhinein nicht weiß, wohin es führen wird.

Diese Erinnerungen, die wieder auftauchen, stückweise, bunt gemischt. Vor Kurzem hatte sie ihr Vater gefragt, ob sie sich an den Betrunknen erinnert. An den, mit dem er an einem Abend gemeinsam mit Pollock und De Kooning losgezogen ist. Ein völlig bescheuerter Typ, ein ehemaliger Soldat der Besatzungsarmee, die in Europa im Einsatz war, der in einer Art des Wiederkäuens, mit der Beharrlichkeit eines Betrunknen immer wieder darauf zurückkam, auf die Geschichte eines Mannes, den er getötet hatte. Ein Musiker. Irgendwo in Deutschland oder in Österreich. Aber nein, sie konnte nicht mehr als sechs oder sieben Jahre zu dieser Zeit gewesen sein. Pollock war noch am Leben. Das war lange her. Sie erinnerte sich an nichts. Der fremde Blick, träumerisch beinahe, ihres Vaters, als er davon sprach. Ein Gesichtsausdruck, den sie an ihm nicht gekannt hatte.

Sie begeistert sich ohne im Voraus zu wissen, was sie finden wird. Sie ist ein neues Glied in diesem Entwicklungsprozess.

Sie denkt daran an diesem Sommermorgen. Hier in dem Loft, in das sie gerade eingezogen ist. Im Grunde spielt sich für sie alles bei Judson ab. Der Entschluss, die Gruppe zu verlassen. Sich nicht mehr damit zu begnügen, einfache Tänzerin zu sein, einfaches Element in einem Kollektiv, wo ihr die Beherrschung des Ensembles entglitt. Genau das ist es. *Do your own thing*. Das Bedürfnis, eigene Aufführungen zu schaffen. Eigene Auftritte. Solo. Eine zwischen Tanz- und Gesangssequenzen alternierende Form. Dialog ihrer Stimme mit Kassettenaufzeichnungen. Ausdruck des Rhythmus von Körper, Raum und Bewegung. Gemeinsam mit dem, was durch die Stimme entsteht. Das ist weder Tanz, noch Musik, noch visuelle Kunst. Das ist eine gleichzeitige Verbindung dieser Ausdrucksformen. Durch das Zusammenführen der jeder Kunstform eigenen Einzelelemente eine andere Form schaffen, neue Verbindungen, neue Kombinationen suchen. Das Erreichen

des Punktes der Harmonie zwischen Gesang und Tanz, von Ungleichgewicht und Disharmonie gefährdet, stets in der Nähe des Scheiterns. An all das denkt sie, Barbara. An den ersten Bericht über sie, in der *Village Voice*, ihre ersten Erfolge, die sie hatte.

Ihr Vater, angesichts der ganzen Fülle neuer Werke, scheint es aufgegeben zu haben, diese zu wahrzunehmen. Er publiziert nur mehr selten in den Kunstzeitschriften. Ausgenommen über die Maler seiner Epoche aus Anlass ihrer Retrospektiven. Er sieht jetzt seine Verantwortlichkeit im Museum. Für die Ausstellungen, die er zu organisieren hat. Und auch das dicke Buch, an dem er seit drei Jahren schreibt. Seine Sicht der Fünfzigerjahre. Er kommt sie besuchen, manches Mal. Erkundigt sich, was sie gerade macht. Ermutigt sie stets, wenn auch mit einer gewissen Distanz. Es ist, als ob er sich ausgeklinkt hätte. Man spürt, dass ihm in Wirklichkeit das Interesse fehlt. Dass er in der Vergangenheit verankert ist, in seiner Vergangenheit.

Jimmy hatte es vorgezogen, bei Cunningham zu bleiben. So als ob er sich noch nicht reif genug fühlte, diesen Schritt zu wagen. Oder eigentlich, nein. Es war keine Frage der Reife. Es ist nur der Tanz, der Tanz allein, für den er, Jimmy, sich interessiert. Der Tanz an sich, und nichts anderes.

Sie denkt an Jimmy. Sie spürt dunkel, dass sie sich von ihm entfernt. Einfach so, nach und nach, ohne Krise, ohne Konflikt. Sie sagt sich. Allein die Tatsache, ein Loft für sich allein hier mitten im Herzen von Soho zu haben. Das birgt die Gefahr, sich noch weiter voneinander zu entfernen. Sie sagt sich, eigentlich, warum eigentlich nicht. Hier hat sie zu sein. Ohne etwas anderes. Ohne jemand anderen. Ohne etwas, das sie behindert. Sie sagt sich. Die Dinge entwickeln sich so rasch. Es gibt Augenblicke, die man nicht versäumen darf. Hier in Soho lässt sich jeden Tag ein neuer Künstler nieder. Hier entsteht ein neues Atelier. Hier eröffnet eine neue Galerie. Zu Beginn war es hier in den Galerien, wo sie ihre ersten Performances aufführte. Am Tag der Vernissage. Und nach und nach in diesen neuen Lokalitäten. *The Kitchen. The Performing Garage.* Hier, gleich nebenan.

Sie lässt ihren Kimono zu Boden gleiten. Sie betrachtet sich im großen Spiegel im Badezimmer. Lange und aufmerksam. Sie sagt sich. Nicht schlecht, eigentlich. Für jemanden, der dreißig ist. Kein Gramm Fett. Der Tanz. Die tägliche, vom Tanz geforderte Disziplin. Die Augen, vielleicht ein wenig müde. Die dunklen Ringe. Sie sagt sich. Die nervenaufreibende Übersiedlung. Das Einziehen, ein paar Schwierigkeiten, ein paar schlaflose Nächte.

Sie sagt sich. Den Rhythmus wiederzufinden, das ist wichtig. Aber die Energie selbst, die ist da. Sie sagt sich. Das ist mein Ausgangsmaterial, die Energie.

Sie betrachtet sich lange. Von vorne, von der Seite. Sie nimmt einen Schminkstift. Einen von diesen, welche sie üblicherweise verwendet, um ihre Augenbrauen zu unterstreichen. Dann hebt sie den Arm und beginnt, in der Achsel Striche zu ziehen. So steht sie lange, wie erstarrt, mit erhobenem Arm vor dem Spiegel. Sie denkt nach. Zieht eine Grimasse. Unbeweglich. Zart. Mit gewölbter Brust. Mit unentschlossenem Ausdruck. Dieses Durcheinander an Strichen betrachtend, diese vorgetäuschte Behaarung.

Sie duscht sich, jetzt. Lässt sich richtig Zeit, um sich abzutrocknen. Sich zu parfümieren. Sie zieht eine Jeans an, ein T-Shirt. Sie verlässt die Wohnung. Steigt hinunter. Beginnt die Straße entlangzugehen. Sie sagt sich. Eigentlich, ist man hier nicht weit entfernt von Chinatown. Und von Little Italy. Eine Weltreise in einer Viertelstunde. Sie lacht. Es sind kaum Autos in den Straßen. Sonntagfrüh, nur ein paar Taxis und Menschen auf dem Fahrrad. Sie sagt sich, wie im Village, damals. Weiter unten, Richtung Canal Street, werden die kleinen Marktstände langsam aufgestellt, die Händler mit günstigen Kleidern, Radios und anderen Elektronikartikeln. Sie überlegt Tee, Kuchen und Bourbon zu kaufen. Für ihren Vater, für heute abends. Aber nichts, offensichtlich, hat offen. Zweifellos wird sie bis hinauf zu dem Supermarkt gehen müssen, den sie am Vorabend an der Ecke des La Guardia Place und der Bleeker Street auf der Höhe der beiden großen Türme der Washington Square Village gesehen hatte. Die Leute kommen aus ihren Wohnungen, wirken noch verschlafen. Sie spürt schon den Schweiß an ihrer Taille. Diese Hitze schon in der Früh. Das ist vielversprechend, unangenehm. Sie geht den West Broadway hinauf. Über sich eine verirrte Möwe.

6

Er hat sich ein letztes Mal im Spiegel des Badezimmers angesehen – die Hautfarbe grau, die Gesichtszüge müde, die Augen mit tiefen Schatten. Seit dem Alptraum im vergangenen Sommer konnte er nicht mehr durchschlafen. Meist erwachte er mitten in der Nacht, schweißgebadet mit dröhnendem Kopf, völlig verwirrt durch unkontrollierbare Bilder – als hätte er ein Fieber hinter sich, eine zerstörerische Gewalt, deren Auslöser, ihm unbekannt, den Atem raubte und erschöpfte.

BIOGRAPHIE

Guy Scarpetta (*1946) lebt und schreibt in Paris und in der Provence.
Schriftsteller, Literatur- und Kunstkritiker, Essayist.

Dozent für Literatur und Film an der Universität Reims Champagne-Ardenne.
Seine Vorlesungen über Filmographie sind legendär.

Gesprächspartner von Jacques Derrida, gemeinsam mit Henri Ronse, Julia Kristeva, Jean-Louis Houdebine (*Positions*, Les Éditions de Minuit, Paris 1972; *Posizioni*, Bertani, Verona 1975; *Positions*, University of Chicago Press, Chicago–London 1981; *Gespräche*, Passagen-Verlag, Graz–Wien 1984).

1993 wird *La Suite Lyrique* mit dem *Prix Louis-Barthou* der *Académie française* ausgezeichnet.

WEITERE WERKE von GUY SCARPETTA

Scène. Le Seuil, Paris 1972.

Brecht ou le soldat mort. Grasset, Paris 1979 / Brecht o il soldato morto, übersetzt von Sergio Contardi, Monica Luchi, Simonetta Molinar, SugarCo, Milano 1979.

L'Italie. Grasset, Paris 1983.

L'Impureté. Grasset, Paris 1985.

L'Artifice. Grasset, Paris 1988.

Le Quatorze Juillet. Sade, Goya, Mozart. Grasset, Paris 1989.

Le Festival d'Automne de Michel Guy. Le Regard, Paris 1992.

L'Âge d'or du roman. Grasset, Paris 1996.

Variations sur l'erotisme. Descartes et Cie, Paris 2004.

Guido. Gallimard, Paris 2014.

BIOGRAPHIE

Erika Sieder (*1945) lebt und arbeitet in Wien und am Wechsel, 100 km südlich von Wien, um 1900 Drehscheibe der k.u.k. Kronländer, heute EU-Mittelpunkt.
Dr. phil. Universität Wien. Mehrjährige Auslandsaufenthalte (England, Frankreich), publiziert seit 2002 im Verlag Bibliothek der Provinz.

WEITERE WERKE von ERIKA SIEDER

Das Hungerloch, Weitra 2002.

Archibald Joseph Cronin: Escape from fear. Wien–Aspang–Gmünd.

Weitra 2003. Deutsche Fassung mit lokalhistorischen und zeitgeschichtlichen Ergänzungen.

Bürger-Bauer-Edelmann. Karl Rieß (1837 – 1930), Franz Rieß (1876 – 1954), Wien–Baden–Mariensee, Weitra 2005.

Schwaigen-Reigen®-Echo. Festival der Almhütten am Wechsel 2007, mit CD, Weitra 2008.

... tout Vienne! Gustav Orglmeister (1861 – 1953). Der letzte Wiener k.u.k. Hofbaumeister, Weitra 2011.

120 Jahre Wetterkoglerhaus. Eine wechselvolle Geschichte, Weitra 2019.

Eric Sanders: Verschwörung in Wien / Conspiracy in Vienna. Deutsche Fassung zum 100. Geburtstag des Autors, Weitra 2019.

Leichhütatlieder, Almlieder, Sprüche. CD, Weitra 2002.

Schwaigen-Reigen®-Echo. CD, Weitra 2008.

WeiberWirtschaftWeXel® – 140 Jahre Wetterkogler / 110 Jahre Internationaler Frauentag, gemeinsam mit Johann Stuber. DVD, Weitra 2021.

Ausgehend von den Publikationen im Verlag Bibliothek der Provinz Einladung von Walter Deutsch (*1923) zu seiner, seit 1993 erscheinenden Enzyklopädie COMPA (= Corpus Musicae Popularis Austriacae), Böhlau-Verlag, Wien.

WeXel® oder Die Musik einer Landschaft. Das Geistliche Lied: Leichhütatn / Leichwacht, COMPA-Band 22/1, gemeinsam mit Walter Deutsch und PhA-ÖAW, Nadja Wallaszkovits. 3 CDs, Wien 2014.

WeXel® oder Die Musik einer Landschaft. Das Weltliche Lied: Jodler, Jodler-Lied, Tanz und Gstanzl, COMPA-Band 22/2.1–3, gemeinsam mit Walter Deutsch und PhA-ÖAW, Nadja Wallaszkovits und Katharina Thenius-Wilscher. 3 CDs, Wien 2021.

Verlag Bibliothek der Provinz

Literatur, Kunst, Wissenschaft und Musikalien